

Abonnement für das Ausland

ion, Administration & Druckerei
Kollowratengasse Nr. 11.
Druckereibriefe werden nicht angenommen und
Manuskripte in keinem Falle zurückgeschickt.

Neue Freie Presse. Morgenblatt.

Abonnement für das Inland:
Mit tagl. einmal. Postverendung: Ganzj. K. 36, halbj.
K. 18, viertelj. K. 14. Mit tagl. zweimal. Postverendung:
Ganzj. K. 24, halbj. K. 12, viertelj. K. 10.

Nr. 15782. Wien, Donnerstag, der 30. Juli 1905.

Gespräch mit Enver Bey über die Ver- söhnung mit den Christen in Macedonien. Von unserem Spezialkorrespondenten auf dem Schauplatz der jungtürkischen Bewegung.

Saloniki, 25. Juli.
Heute habe ich den augenblicklich populärsten Mann der Türkei, den Helden des Tages, für Saloniki geradezu den Nationalhelden, den Befreier vom Absolutismus, kennen gelernt. Vor wenigen Wochen noch, ehe er rechtzeitig von hier in die Berge entflohen, hatte Major Enver Bey schon den Hals in der Schlinge, gesteuert lagen um denselben Hals die Arme des macedonischen Generalinspektors im Konjergarten vom „Weißen Turm“ — nebenan werden souji komitatichis gehetzt — diesen politisch höchstbedeutenden Bruderkuß zwischen der türkisch-europäischen Autorität und der national-türkischen Revolution. Zivilagenten waren nicht dabei; aber die Konsulate hatten heute doch beflaggt: Zwischen einst und jetzt lag ja seit gestern die vom Sultan hergestellte Konstitution.
Enver Bey, vor dessen Mietwohnung in Kalamarina eine Anzahl Pantoffelpaare starken Besuch verkinderten, trat mir schon im Vorzimmer entgegen. Er ist ein Dreißiger von schlanker Mittelgröße und trägt die braune Jägeruniform, die seit seiner Flucht nur eine kleine Aenderung aufweist: auf dem Fes den goldenen Halbmond, das Abzeichen des jungtürkischen Komitees, dem er als Generalinspektor für die europäische Türkei vorsteht. Von den Sofas des bescheiden möblierten Zimmers erheben sich grüßend einige Setreue, Offiziere in gleicher Uniform und Mollas; eine Waage bringt den üblichen Begrüßungskaffee, und nun kann ich mir den Gezeierten, der mich in deutscher Sprache neben sich auf das Sofa nötigt, näher ansehen: Dunkelbraune sanfte Schwärmeraugen beleben sympathisch ein regelmäßiges Antlitz mit hochgezwickeltem Schnurrbart und einer jahrtageschnittenen Nase. Niemand würde in dem fast zu bescheidenen Auftreten den kraftvollen Organisator und Agitator vermuten. Aber das scheint nun einmal das Holz zu sein, aus dem die Volkstribunen geschnitten werden. Ich stellte mit Rücksicht auf die beschränkte Zeit Enver Bey's, der sich die „Neue Freie Presse“ sogar auf der Flucht nachsahen ließ, nur die wichtigsten Fragen:
„Woher kommen Sie, Herr Major? In Mesna, wo ich vor einigen Tagen war, vermutete man Sie in Verlepe.“
Enver Bey: „Direkt komme ich jetzt von Uesküb, von wo aus ich bereits an die „Neue Freie Presse“ schrieb. Und hier“ — er stellte mir dabei einen jungen Kameraden vor — Oberleutnant Mustafa Redschib, von dem Sie wissen, daß er mit seiner Mannschaft von Kavadar-Dikwech zu uns überging, hat mich begleitet.“

Was gedenkt nun, da Sie einen so glänzenden politischen Sieg errungen, das Komitee zu tun? Und wer sind seine obersten Leiter? Sie wissen: in Europa fragt man lebhaft nach jenen geheimnisvollen Personen, welche die jungtürkische Autorität verleiern, und mancher glaubt, Sie seien nur schwach organisiert.
Enver Bey: „Diese Namen können vorläufig noch nicht genannt werden. Aber als Leiter der rumelischen Organisation kann ich Ihnen sagen: Unsere Vertrauensmänner arbeiten ausgezeichnet. Wir müssen uns den Erfolg jetzt erst sichern und dazu vor allem die alte Regierung, die ja nur zum Teil erneuert ist, auch weiter bekämpfen.“
„Wie denken Sie sich diese Bekämpfung?“
Enver: „Nun, durch Agitation für die Parlamentswahlen im ganzen Reich. Sie kennen unser Programm. Dieses Programm werden wir jetzt unter das Volk bringen, damit es Vertrauen faßt, sich überzeugt, daß wir stark sind und es mit unseren Forderungen ehrlich meinen.“
„Wie steht es mit dem Anschluß der christlichen Bevölkerung? In Monastir haben die Bulgaren noch gezögert und zunächst Autorität und Erfolg wollen.“
Enver Bey: „Nun, dieser Erfolg wäre ja da, und daß wir mit den Bulgaren völlig einig geworden sind, wird Ihnen dieser Herr hier bestätigen.“ (Vorstellend): „Herr Schischmanow, ein Leiter der bulgarischen inneren Organisation.“ (Der anerkennende Zeuge bestätigte lebhaft die Verbrüderung der Christen und Mohammedaner auf der Basis des neuen türkischen Staatsbürgertums.)
„Und die Griechen? Sie haben ja in Monastir fast tausend ihrer Antarten freigelassen. Ob sie dafür auch politisch dankbar sind?“
Enver Bey: „Mit den Griechen dieser Art, zum Beispiel Kreten, haben wir nichts weiter zu tun. Wagen sie sich wieder bewaffnet über unsere Grenze, dann werden die Gefangenen einfach ausgehenkt. Die einheimische griechische Bevölkerung, wie zum Beispiel in Kappadokien, die sich nach Frieden sehnt, hat uns versprochen, uns dabei gerne unterstützen zu wollen.“
„Noch eine Frage, Herr Major, sie ist etwas heikel: Wie werden Sie sich zu dem europäischen Reformwert stellen?“
Enver Bey: „Nun, ich denke mir, daß wir mit den europäischen Reformen noch länger werden zusammenarbeiten müssen; aber selbstverständlich wird es unser Bestreben sein, Europa zu zeigen, daß wir Türken imstande sind, uns selbst zu reformieren und auswärtige Einmischung überflüssig zu machen.“

Mit der Versicherung Envers, daß die öffentliche Meinung Europas sich bald von der idealen Macht des Jungtürkentums überzeugen werde, verabschiedeten wir uns.
Am nächsten Tage — Enver Bey war gerade wieder auf dem neugebauten „Platz des 11. Juli“ (a. St.) von der begeisterten Menge auf die Schultern gehoben worden — überraschte er mich mit der Mitteilung, daß er der „Neuen Freien Presse“ noch nachts eine Depesche geschickt habe.

Erinnerungen an den bosnischen Okkupations- feldzug 1878.

Von Dr. Konrad Ritter v. Jodanauer, f. und I. Sektionsrat a. D. Wien, 29. Juli.
Zum dreißigstenmal jährt sich am 30. Juli der Tag, da Oesterreich-Ungarn mit dem Truppenübergang über die Save an die Bejegung Bosniens geschritten. Zwölf Jahre waren seit dem Kriege von 1866 verstrichen; jenseitig war die Armee gründlich reorganisiert, es war ein Volksherr geschaffen worden, in welchem — wie man sich damals auszudrücken pflegte — die „Intelligenz aus den Zivilkreisen“ Eingang gefunden; und dieses Heer sollte, mit dem neuen Wacablinterlader ausgerüstet, die erste Waffenprobe bestehen. Durch die Schidung der Umstände sollte es mir vergönnt sein, derselben als Zeuge anzuhäufigen.
Im literarischen Bureau des Auswärtigen Amtes in Verwendung stehend, hatte ich meinem damaligen Vorgesetzten, dem Sektionschef Freiherrn v. Hofmann, bei einer Unterredung flüchtig hingeworfen, es würde mich interessieren, die bosnische Campagne als Berichterstatter für ein offizielles Blatt mitzumachen. Wie groß war meine Ueberraschung, als er mir bald darauf die Mitteilung machte, ich solle durch kaiserliche Entschliebung zum Leiter des Pressebureaus im Hauptquartier der Okkupationsarmee ernannt werden; für die Zeit dieser außerordentlichen Verwendung würde ich dem Reichskriegsministerium unterstellt und hätte mich behufs Einholung von Instruktionen beim Chef der Militärkanzlei, dem damaligen Obersten Freiherrn v. Beck, und bei dem kommandierenden des 13. Armeekorps, Feldzeugmeister Freiherrn v. Philippovich, zu melden. Die erhaltenen Instruktionen ließen die mir zugeordnete Stellung als eine so verantwortungsvolle erscheinen, daß ich anfangs Bedenken trug, dieselbe anzunehmen. Schließlich ließ ich mich durch Zureden Baron Hofmanns, dessen wohlwollende Gesinnung mir bekannt war, dazu bestimmen. Die Zeit zur Ausrüstung (Uniformierung, Beschaffung eines Reitpferdes, Dieners etc.) ward mir sehr knapp bemessen. Noch knapper erschien sie mir allerdings zur Vorbereitung für die meiner harrrende Aufgabe, die mir mit ziemlich

Die heutige Nummer enthält:
„Natur- und Völkereunde“: „Uebertragung durch Tropfen und die pflanzliche Chimäre.“ Vom Privatdozenten Dr. Viktor Grafe. „Erziehung zur Sittlichkeit.“ Besprochen von Professor E. Finger. Miscelle. Seite 19 bis 21.

Neuer
Die 27. Fortsetzung des Romans „Von Ehe und Liebe“ von Frieda Frein v. Bülow. Seite 22.

Feuilleton.

Libo.

Von Hermann Katz.

Dies ist das Paradies der Kinder, und da doch in den Kindern die nächste Menschheit liegt, so kann man sagen, daß dies hier, im knisternden Sand, unter der weiß flatternden Sonne, vor den glühend triehenden kleinen Wellen, das Paradies der Zukunft ist.
Heute regnet's. Grau hängt der Himmel ab. Das Meer ist grün, und aus dunklen Wogen, wenn sie fallen, sich brechen, gähnt, während der Sicht weiß verprügelt, breit der braune Schlund mit grauen Zungen auf, Tang und den schleimigen Brei von toten Fischen und den verbläbenden Glanz violett schäumender Medusen ausstreichend. Und es bläst, in flatternden Stoffen, fauchend, ein böser, fremder Wind, wie von nordischen Riesen. Nur ein paar ganz wilde Buben sind heute da, mit dem Winde wettend, wer stärker heulen kann, während sie waten, das braune Fleisch von Lust und Mut gespannt, mit vorgestreckten Armen, hinaus, immer noch hinaus, immer weiter hinaus, zur Mauer der schzend angehaltenen

Flut anrennend, die, eingeballt, dort draußen steht, auch gleichsam mit vorgestohenen Fäusten; aber jetzt springt die schwarze Mauer auf, die Fäuste stürzen los, auf die wilden Buben los, die noch einmal heulen, einen einzigen und letzten Schrei, der im Schutt der eintrahenden Woge zerfällt; und dann ist, einen Atemzug lang, eine Ewigkeit lang, nur das Brüllen von Wasser und Wind da, bis, nach diesem hängen, endlosen Atemzug, draußen, weit, die gelben Hände, greifend, wieder auftauchen, und hinter den dröhnenden Stößen her hört man die wilden Buben jetzt heulen.
Und dann kommen solche Nächte, die wie mit allem Korn der Erde voll geladen sind, das Meer hat tausend Stammen von Wit und Rache, Blitze zuden, vermählen sich, vernichten sich, bis es zuletzt ein einziger grenzenloser Blitz scheint, der hin und her durch die bebende Luft flücht, Donner schlägt, es riecht nach Flammen, diese ganze Nacht wankt. Der Schlaf ist dann mit Holz und Schreden angefüllt, man fühlt ihn gleichsam knien auf der atemlosen Brust. Käher man aber nach steinernen Stunden endlich auf, so liegt dem ängstlich verwunderten Blut nun der lindeste Tag mit blauen Augen da, die Wildnis ist versöhnt, silbern lächelt das entrungelte Meer selig umschwebenden Winden zu. Nun knistert wieder der weiße Sand, die Sonne freut sich, und ganz kleine, glatte Wellen züngeln wie genähigige Katzen. Und nun sind nicht bloß die paar wilden Buben, nun sind alle Kinder da, und weithin der ganze strahlende Strand ist ein einziges großes Königreich der Kinder. Denn eine Weisheit hat der Italiener vor allen anderen voraus: daß das Kind wichtiger ist als Vater und Mutter, daß Vater und Mutter für das Kind da sind, nichts als die Mittel zu diesem Zweck und nur so viel wert, als sie ihn erhalten, und daß Vater und Mutter keinen andern Sinn haben, als dem Kind zu dienen, nicht aber umgekehrt, wie dort im Norden, dort im Nebel noch immer einige n.ä.h.nen. Von solchen nordischen, nebligen Eltern (ein paar irren auch hier, abschredend, unter der lachenden Sonne herum) wird ihren armen Würmern den ganzen Tag vorgepenzt: Du bist nicht die Hauptperson!, stür-

den Papa nicht!, man gönnt euch ja ein Vergnügen, dafür müßt ihr nun aber auch artig sein! Während diese herrlichen Italiener Gott danken, daß er ihnen erlaubt, in ihren Kindern wieder jung zu sein und allen Wahn der grotesken Lügen, aus welchen wir unsere Lebenswahrheiten erkennen, an ihren Kindern zu vergefessen und mit ihren Kindern sich im heißen Sand zu wälzen, Festungen zu bauen, Kugeln zu gießen, Schanzen zu stürmen, sich zu haschen, sich zu balgen, über den Strand hinaus, ins Wasser hinein, unter die Wellen hinab, oder auf allen Bieren das geduldige Pferd der Kinder zu sein oder auch dann, wenn die Kinder endlich müd vom Wind und Wasser sind, stundenlang ganz still zu liegen und nur so einen lieben braunen Leib, der schlüft, neben sich zu haben und mit leiser Hand die warme junge Haut zu fühlen, stundenlang. So muß man sie liegen und den Schlaf der Kinder hüten sehen, mit solcher Andacht vor dem Leben. Wunderbar rührend wird's einem: jede dieser italienischen Mütter gleicht einer Madonna. Weil ja, was wir mit diesem magischen Worte verehren, alles doch nur auf dem Gefühl der Mutter beruht, daß das Kind die „Hauptperson“ ist. Ihr eigenes Leben hat ausgeschlagen, vom eigenen Willen ist sie durch das Kind erlös, ihm bringt sie sich dar, die ganz Selbstlose, dem Kinde fortan leibigen und seelenuntertan. Kann man sich eine Madonna mit dem Kinde zanken denken, um es nach irgend einem „Blitz“ zu erziehen? Eine Madonna, die „belohnt“ und „b.traft“ und ihre Liebe in Rationen zuntzigt, je nachdem; es „brav“ oder „schlimm“ war? Eine Madonna, die aufpaßt, daß das Kind seine selige Kindheit nur ja nicht etwa „übertreibt“? Aber der hämische Witz einer solchen Bildung, die nirgends mit wirklichen, menschen hantieren kann, sondern überall auf Wertrüppeln, Aufs Vertümmeln ausgeht, hat die Mütter aus Madonnen zu Goubertanten gemacht. Und aus seligen Kindern verprügelte Köpfe. Woraus ja dann freilich die besten Staatsbürger werden mögen. Nur, Mütter, laßt dies nicht eure Sorge sein: denkt nicht an den Staat, denkt an das Kind! Ein einziges Lächeln eines frohen Kindes ist mehr wert als

Schwanken den Umrissen umschrieben worden, wiewohl man mich mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet hatte.

So begab ich mich über Sijef nach Brood, wo ich nach ziemlich langer Dampfschiffahrt am 24. Juli eintraf. Dort lernte ich alsbald den Generalstabchef Obersten Popp und seinen Stellvertreter Oberstleutnant Gabini kennen, die mir über den Beginn der Aktion ebenso wenig etwas Bestimmtes zu sagen wußten wie der kommandierende Feldzeugmeister v. Philippovich selbst. Wie sich nachträglich herausstellte, zogen sich die vom Auswärtigen Amt mit der Porte geführten Verhandlungen behufs Abschusses einer Konvention, auf Grund deren die Okkupation stattfinden sollte, dermaßen in die Länge, daß der Uebergang über die Save von Tag zu Tag verschoben werden mußte. Schließlich entschloß man sich zur Grenzüberbreitung, ohne den Abschluß einer besonderen Vereinbarung abzuwarten. Infolgedessen wollten beim Save-Uebergang am 30. Juli türkische Funktionäre dem Kommandierenden einen schriftlichen Protest gegen die Befehung ottomanischen Gebietes überreichen, dessen Annahme derselbe jedoch entschieden verweigerte. Gestützt auf das von den europäischen Mächten auf dem Berliner Kongresse erhaltene Mandat, rückten die österreichisch-ungarischen Truppen in Bosnien und (am 1. August) in der Herzegowina ein. Das Gewicht dieses Mandats mag die Annahme des Grafen Andrássy, daß sich der Einmarsch friedlich vollziehen werde, nicht unberechtigt erscheinen lassen, wenngleich die ihm zugeschriebene drastische Aeußerung: es werde genügen, wenn man in Bosnien mit einer Militärmusikbande einmarschiere, einen vielleicht zu weit gehenden, bei uns leider traditionellen Optimismus betriet.

Nie wird mir das prächtige militärische Schauspiel, das sich beim Saveübergang vor meinen Blicken entrollte, aus der Erinnerung schwinden. Nachdem das 27. Jägerbataillon und ein Zug Husaren in Booten überfetzt worden, begannen die Pioniere den Bau der Schiffbrücke, die binnen anderthalb Stunden hergestellt war und alsbald von der Avantgardebrigade, bei der ich meine Eintheilung gefunden, benützt wurde. Es war ein anstrengender Marschtag, der von 9 Uhr morgens bis gegen 5 Uhr nachmittags währte; die Truppen hatten von der argen Hitze zu leiden, der mehrere Infanteristen, vom Sonnenstich betroffen, zum Opfer fielen. Als vor Dervent das Lager bezogen worden, suchte, wer dienstfrei war, Kühlung in den seichten Fluten der Utrina. Am Abend brach ein heftiges Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen los, der die Lagerfeuer verlöschte, an denen das Essen gekocht werden sollte, und das Innere der Zelte mit Wasserstümpeln füllte, so daß wir, seit früh ohne einen warmen Bißfen im Magen, unter freiem Himmel oder in schlecht verwahrtm Leiterwagen unser Nachtlager aufschlagen mußten. Nach Mitternacht weckte uns ein zweiter Gewittersturm aus dem Schlafe.

Die Hauptaufgabe meiner Tätigkeit bestand darin, den Vertretern der inländischen und ausländischen Presse im Hauptquartier über die täglichen Ereignisse der Campagne möglichst sichere und erschöpfende Informationen durch meinen unmittelbaren Verkehr mit dem Oberkommando und den Chefs seines Generalstabes zu vermitteln. Alle Anliegen meiner journalistischen Kollegen bezüglich der Verpflegung, Transportmittel u. s. w. gingen durch mich an das Oberkommando und wurden von diesem in entgegenkommender Weise berücksichtigt. Hierbei muß betont werden, daß uns der Feldtelegraph und die Feldpost vortreffliche Dienste leisteten. Daß im Hinblick auf die gebotene Geheimhaltung militärischer Operationen die abzusendenden Zeitungstelegramme dem Chef des Generalstabes zur Begutachtung vorgelegt werden mußten, war selbstverständlich. Doch ist mir

erinnerlich, daß Oberst Popp hierbei in sehr freimüthiger Weise vorging; wie überhaupt zwischen den Zeitungskorrespondenten und mir einerseits und dem Offizierskorps andererseits während des ganzen Feldzuges das denkbar beste Einvernehmen herrschte. Wie oft saßen wir des Abends am flackernden Lagerfeuer, des gemeinsamen Mahles harrend, das in einer lustigen Hammelkeule bestand, die vor uns am Spieße schmorte. Bei einem Becher ararischen Weines besprachen wir die Begebenheiten des Tages und gedachten der fernern Heimat. Man erzählte Anekdoten, und manch wienerisches Lied, von dem unverwundlich heiteren Julius Bövy (vom „Illustrierten Wiener Extrablatt“) vorgetragen, trug zur Hebung des Frohsinns bei. Er ist dahingegangen wie sein treuer Begleiter Heinrich Kerner, dessen trodener Humor die Wirkung nie verfehlte, wie Jan Lukesch (von der „Politischen Korrespondenz“) und Karl Mayers, der Berichterstatter der „Neuen Freien Presse“. Letztere beide waren früher Offiziere gewesen. Mayers, der ursprünglich bei den Husaren gedient und den Feldzug von 1866 mitgemacht, hatte als Generalstabshauptmann den Abschied genommen. Er besaß gründliche militärische Kenntnisse und hatte sich als Kriegsberichterstatter dieses Blattes in dem türkisch-serbischen und türkisch-russischen Kriege reiche Erfahrungen erworben. Er war einer der gewissenhaftesten Korrespondenten, der seine von Fachmännern als mustergerällig bezeichneten Berichte, oft von heftigen Fieberanfällen geschüttelt, mit seltenem Pflächteifer während des Marsches schrieb. Emerich v. Bukovics, der spätere Direktor des Deutschen Volkstheaters, der dem „Kaiser Lloyd“ treffliche Berichte sendete, stieß erst später in Sarajewo zu uns. Auch er ist viel zu früh gestorben, gleich den vorher genannten Kollegen, denen diese Zeilen ehrender Erinnerung gewidmet seien. Wenige von ihnen sind noch am Leben: Regierungsrat Wilhelm Mendel, der rührige Berichterstatter vom „Fremden-Blatt“, und Karl Winter, der nur einen Keil der Campagne mitgemacht und dieselbe in farbenreichen Schilderungen im „Neuen Wiener Tagblatt“ beschrieben. Mit ihm zugleich hatten uns die beiden englischen Berichterstatter, der „Daily News“ und des „Manchester Guardian“ verlassen, welche vom Oberkommando Vorrechte beanspruchten, die ihnen unmöglich eingeräumt werden konnten. Dagegen begleitete uns der Zeichner und Spezialarzt der „Illustrated London News“, Mr. Bell, bis nach Sarajewo, wo der für illustrierte Wiener und deutsche Zeitschriften sowie für den „Graphic“ zeichnende Militärbeamte der Reserve, Maler Franz Schlegel, der Presseleitung zugeteilt wurde, um sich ganz seiner künstlerischen Beschäftigung widmen zu können. Wiewohl unsere Truppen von der Bevölkerung in Dervent und in Kotorako freundlich aufgenommen wurden, tauchten doch schon dort, also wenige Tage nach dem Saveübergang, unbestimmte Gerüchte auf von einem Widerstande, der sich weiterhin gegen die Okkupation geltend machen werde. Die Proklamation, welche Philippovich bei dieser Grenzüberbreitung an die Bosnier und Herzegowiner erlassen hatte, worin er auf den Rechtstitel des europäischen Mandats hingewiesen, Schonung der heimischen Sitten und Gebräuche sowie Rechtsschutz für Leben und Glauben, „Hab“ und „Gut“ eines jeden zugesagt, schien daher nicht den gewünschten Zweck erfüllt zu haben. Als wir von Kotorako nach Dobojaufgebrochen, änderte sich unterwegs mit einem Mal das Bild der friedlichen Okkupation, indem wir Kunde von dem beklagenswerten Ueberfalle bei Maglaj erhielten, dem ein Drittel der 5. Eskadron des 7. Husarenregiments zum Opfer gefallen war. Die Schwadron war auf Melanoszierung ausgeschiedt worden. In Maglaj freundlich empfangen, war sie bei Zepce auf Insurgentenbanden gestoßen und auf dem Rückweg in einem Défilé aus dem

Hinterhalt heftig beschossen worden; diese Angriffe steigerten sich dann noch beim Vorbereiten an Maglaj. Es war ein deprimierender Eindruck, als wir im Lager vor Doboja die Reste der Schwadron antrafen. Auf dem Weitermarsch ward uns leider genugsam Gelegenheit, die an der Landstraße liegenden, gräßlich verblühten Leichen der Husaren zu sehen, ein Anblick, der unsere Soldaten mit wilder Raschheit erfüllte, die von den Offizieren nur mit dem Ausrufe aller Entschiedenheit gezügelt werden konnte.

Am 5. August nachmittags stieß die Hauptkolonne des Feldzeugmeisters v. Philippovich bei Kosna auf den Feind. Hier konnten wir deutlich das auf einem rechts von der Straße liegenden Höhenzug sich entwickelnde Gefecht überblicken: das Vordringen der Infanterie gegen einen von Insurgenten besetzten Waldrand, die Wirkung ihres Schnellfeuers, das von einer Gebirgsbatterie kräftig unterstützt wurde, endlich das fuchstartige Zurückweichen des Feindes unter dem lauten Jubel der Angreifer. Auf Kosna folgte am nächsten Tage die erfolgreiche Ueberrückung und Einkreisung der Insurgenten bei Maglaj, wo ich leider erst nach Schluß des Gefechtes eintraf; gerade zurecht, um dem Aufhissen der kaiserlichen Fahne auf dem Kastell unter den Klängen der Volkshymne und des Generalmarsches beizuwohnen, ein erhebender Moment, der die Truppen mit Begeisterung erfüllte. Hier zeigte mir auch der Oberkommandant des Gefechtsfelds mit allen seinen Chaudern: Verwundeten, Toten und den die Luft verpestenden Pferdetadavern. Sein Anerbieten, in dem Wirtshause (Han) zu übernachten, in welchem zwei Tage zuvor der Verpflegungs-offizier Oberleutnant v. Hajdegg nach verzweifelter Gegenwehr von den Insurgenten in grausamer Weise ermordet worden, lehnte ich dankend ab, vorziehend, unter dem klaren Sternenhimmel zu nächtigen.

Vor Maglaj hatten die Soldaten den stark verwesenden Leichnam eines fremden Mannes gefunden, in welchem später der ermordete italienische Konsul Perrod erkannt wurde. Das Motiv dieses Mordes wie jenes an dem armen Hajdegg war Raub. Beide führten bedeutende Summen in Gold mit sich; letzterer, um Verpflegungsbedarf für das Heer anzukaufen, ersterer zu uneingesetzten Zwecken. Italien, welches damals noch nicht mit Oesterreich-Ungarn verbündet war, scheint trotz des Berliner Vertrages ein Interesse daran gehabt zu haben, den Widerstand gegen die Okkupation heimlich zu führen. Bei den Leichen der bei der Einnahme von Sarajewo gefallenen Insurgenten wurde ferner vielfach serbisches und russisches Gold gefunden. Diese Symptome stehen in seltsamer Gegenja zu den am 13. Juli beim Berliner Kongresse einstimmig gefassten Beschlüssen.

Dem Gefechte bei Maglaj folgte nach kurzer Frist das bei Zepce. Hier stieß man auf hartnäckigen Widerstand seitens der Insurgenten, die von einem türkischen Generalstabsoffizier (Oberstleutnant Halil Behybi) befehligt waren und vier Geschütze im Feuer hatten. Sieben volle Stunden währte der Kampf in dem überaus bergigen Gelände, das schwer einen Ueberblick zuließ. Während eines einstündigen Gewitters trat eine Aufsempere ein. Hier sah ich ein Hohlgeschloß in einem nahen Acker explodieren und half, einen verwundeten Jäger in den Sanitätswagen aufladen. Einen Moment geriet auch H. M. v. Philippovich mit seinem Stabe ins Gewehrfeuer. Es mochte 5 Uhr nachmittags gewesen sein, als der Kampf entschieden war und zwei anatolische Rehibataillone der regulären türkischen Armee, die vor unjeren Jägern unter dem Befehle des Hauptmanns Brassieur die Waffen gestreckt hatten, gefangen mit ihren Offizieren an uns vorbeigeführt wurden. Gleichgiltig blickten die sonn-gebräunten Kleinasiaten, fast durchwegs kräftige, hochgewachsene Gestalten, vor sich hin; wie man uns später

alles Glück der Staaten, Und in jedem Kind, das verkümmert, vergeht das nicht!, verkümmert ein Stück Zukunft mit. Und zu welchen Höhen der Mensch auch steigen, in welche Tiefen er auch tauchen mag, zur Schönheit des Kindes findet er nie mehr zurück. Aber die Schönheit des Kindes verfliehet, sobald es anfängt, zum erstenmal zu fragen, was es soll und was es darf. Dann fällt das Paradies der Kindheit zu, die Unschuld stirbt.

In der zweiten Capanne von unserer habet eine Prinzepessa mit ihren beiden Mädeln. Mir gefalle's, ihr zuzuhören, weil ihre warm zwischende Stimme mir von fern wie den Klang der Duse hat. Sagt sie die Mädeln endlich aus dem Wasser, hat sie sie dann in die weißen Mäntel gehüllt und rippelt sie nun und taktet und wafft sie, so schwirrt's und flirt's von tausend kleinen Liebschönungen herum, ein ganzer Bienenschwarm von Zärtlichkeiten. Man spürt, daß diese Mutter an den Kindern ihre Sinnelust hat; und ich denke, davon muß den zwei tolln Mädeln fürs ganze Leben etwas Unverlierbares bleiben, mit dem eins nie mehr ganz unglücklich werden kann. Die Mädeln, übrigens wunderschön, so stark und zart zugleich, ganz Anmut und ganz Kraft, sind, was man in Wien „Mistfragen“ nennen würde. Sie geben den ganzen Tag nicht eine Minute Ruhe, unaufhörlich geht's zu neuen Streichen, und das Schönste ist doch, mit Wuben zu raufen, wo sie sich denn zuweilen mit dem braunen Feind Arm um Arm, Wein über Wein ineinander so verfiten, daß man nur noch einen strampelnden Anäuel sieht, und plötzlich säubt der Sand, der Bub fliegt empor und rennt heulend weg, aber die kleine Prinzepessa sitzt behaglich, die Weine gespreizt, und hat ein Büschel Haare in der Hand und lacht. Da kommt die Mutter, und das ist nun so lieb, ihr anzusehen, wie sie schwankt: wie sie sich offenbar sagt, daß man dies schließlich ja doch einem Kind nicht angehen lassen kann, und wie sie das Gefühl hat, jetzt eigentlich das Mädel tadeln, schelten, strafen zu sollen, und wie sie das aber halt nicht zusammenbringt, es geht einfach nicht, sie kann's nicht, und so setzt sie sich nur ganz still zum Mädel hin und streichelt

es und ist lieb mit ihm, und wenn dann das Mädel seinen Kopf mit den langen, nassen, schwarzen Flechten in ihren Schoß legt und die Augen schließt und lustig die Zähne zeigt, dann erst fängt sie leise davon an und bittet das Kind. So lieb bittet sie das Kind, dies doch nicht mehr zu tun, ihr' zuliebe nicht. Keine Drohung, kein Verbot, keine Strafe. Nur dies: Mir zuliebe, tu's mir zuliebe, mir zuliebe tu's nicht! Und fast mit einer leisen Scham gesagt, der Scham des Bittenden, der um eine Günst wird. Und ich kann mir denken, ich sah's dem seltsamen Glanz in den plöglich aufbrechenden Augen des wilden Kindes an, daß diese stille Bitte alle Kraft zum Guten in ihm aufruft und mit ihrer sanften Geduld stärker sein wird als alles Böse, was der Mensch von den alten Zeiten her ins Blut mitkriegt. Denn während Befehl und Verbot, alle Formen der Gewalt immer nur zu den Taten, über die Aeußerungen der Menschen hin, niemals aber in ihr Inneres dringen, kann kein Herz der süßen Macht einer Bitte, demütiger Güte, furchtlos lauschender Liebe widerstehen. Das einzige Mittel, einen Menschen zu beherrschen, ist immer nur: ihn lieb zu haben! Wenn einmal wieder einer kommt, der dies weiß und die Kraft dazu hat, dem wird die Welt gehören. Aber dies ist wichtig: er muß auch die Kraft dazu haben. Viele Menschen sind, welche Liebe in sich tragen, nur vermögen sie nicht, sie bereit zu halten. Zorn, Aerger des Augenblicks, eine rasche Verstimmung drängen die Liebe zurück. Ich habe aber von einer intermittierenden Liebe nichts, die, eben wenn ich sie brauche, gerade keine Zeit für mich hat. Sie muß immer da sein, auf mich wartend, und immer stärker, je mehr ich sie brauche, und am stärksten, wenn ich sie fränke. Dann muß ich mich ihr ergeben. Das ist das Wunderbare dieser italienischen Mütter: sie haben die Liebe immer bei der Hand.

Und dann denk' ich mir, daß die Prinzepessa sich wohl auch denkt: Vielleicht wird aus der kleinen Santa niemals ein „braves“ Kind, und vielleicht wird dann einmal eine Frau mit heftigen Begierden, wilden Wünschen, schonungslosem Willen aus ihr, aber gewiß wird sie doch einst ein ungeschwächter, aufrechter, unver-

zagter Mensch auf festen Füßen sein, den nichts beugen, nichts irren, nichts ändern kann. Und es ist noch die Frage, ob nicht solch einer, der mit Unschuld und zur eigenen Lust böse ist, böse wie das Meer oder wie der Föhn, für die Menschheit besser ist, als wer aus Schwäche gut tut. In diesen ist die Zeit krank und durch sie Güte verrufen. Solche Güte nämlich, die nur angelehnt ist, während das Blut nichts von ihr weiß. Es ist jetzt nur der Kopf, der die großen Gedanken von Menschlichkeit, Hingebung und Liebe annimmt; und der Kopf ist ein armseliges wehrloses Ding. Schafft ihnen erst einen Körper an starken, frohen und gesunden Menschen, früher kann die neue Menschheit nicht beginnen, die Menschheit der Menschlichkeit! Es gibt keine gute Moral mit schlechten Nerven. . .

Kinder jauchzen im großen Sand, die kleinen, lustigen Wellen tanzen schallend, lichernd fliegt der Wind hin, es flattert von lachenden, schwanzenden, raschelnden Menschen, Schwimmer klatschen im Wasser, aus schwanken Röhren schreit's, Geigenton schwebt von der Ferne her; und alles Lärm, Licht, Luft, alles Bewegung und Reigen, alles Glanz und Blut und Farbe. Und plötzlich aber ist dann alles weg. Wie wenn eine schwer und stark tickende Uhr plötzlich stehen bleibt; man weiß es noch gar nicht gleich, man hat nur auf einmal bang. So plötzlich ist hier der Abend da. Man kann's noch gar nicht glauben; da wird einem plötzlich ernst und schwer, wehmüthig sieht man der roten Sonne nach, dieser ganz unwahren italienischen Sonne. Und schon ist der weite Strand leer, alle Menschen sind plötzlich weg, wie geflohen. Starr steht der Abend da. Das Meer schweigt. Der Wind schläft mit schwerem Atem ein. Leer der braune Strand. Still das graue Meer. Die Schiffe sind aus Land gezogen. In etnem sieht die strenge Gestalt einer großen, feierlichen Frau, langsam vorgebeugt, hinausblickend; und es ist, als wäre sie das Meer selbst, aus sich herausgestiegen, um auszurufen. Draußen, weit, stehen die drohenden Segel der Chiogioten. Oben aber, über die verruchte Nacht wachend, sind unsere lieben Sterne.